Nummer 6 · 12. Jahrgang

Berlin, den 7. Februar (Hornungs) 1931

Einzelpreis 25 Pfennig

Reichswart

und Deutsches Schrifttum von Ad. Bartels als monatliche Beilage

Der „Reichswart" erscheint jeden Sonnabend. — Bezugs-Preise: Inland: vierteljährlich durch die Post 3.— RM, durch Kreuzband 3,75 RM. Ausgabe B monatlich 1.— RM. Deutschösterreich monatlich 2 Schilling. Ausland: Vierteljährlich 1 Dollar. — Anzeigen-Preise: Für die 9 gespaltene Millimeter-Zeile 15 Goldpfennig, die ganze Seite 200 Gm.

Graf G. Reventlow

Bei Platzvorschrift entsprechender Aufschlag. Rabatt nach Tarif. Bestellungen nehmen alle Postämter, Buchhandlungen sowie der Verlag „Der Reichswart" G. m. b. H., Berlin O 17, Markgrafendamm Nr. 11, entgegen. — Fernsprecher: Andreas 0876. Postscheck-Konto: Berlin 88714. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizulegen.

Was wird?

Das ist eine Frage, die in Zeitungen ebensooft gestellt wird, wie die schöne Ueberschrift über „bedeutsamen" Aufsätzen oder Schriften zu lesen ist: „Vor der Entscheidung". Man spricht auch gern von einem „Entscheidungsjahr", oder sagt, ein bestimmtes Ereignis, z. B. „Zusammenbruch", in vorsichtig umschriebenen Worten für einen bestimmten Zeitabschnitt, besonders gern zum neuen Jahr, zum kommenden Winter, zum kommenden Frühjahr usw. voraus und knüpft an solche Voraussage dann tiefsinnig Betrachtungen, die mit

Inhalt

Was wird? — Der schwarze Staatssekretär — Bürgertum und Sozialismus — Zum Zeichen, das nicht siegen wird

poetischem oder tragischem Schwung, je nach der Begabung des Verfassers, möglichst allgemein gehalten werden. Eine besonders gern gebrauchte Ueberschrift, mit mystischem Anklang, ist: Im kommenden Jahr (Herbst oder Winter usw.) „wird Schicksal". Seit dem unreinlichen Umsturz von 1918/19. wird mit Vorliebe von: Schicksal gesprochen, zeigt ist der innere Grund im Sinne der alten Reimregel des früheren lateinischen Unterrichts: „was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an"; übersetzt: wenn man um sachliche Erklärung verlegen ist, so sagt man: das ist Schicksal! Wollte man etwas aufrichtiger sein, so wäre freilich zu bekennen, daß, möchte man den Begriff: Schicksal, beibehalten, alles „Schicksal" ist, auch die Eigenart der Menschen, Rassen, Völker und Nationen, aus der sich ihr Sein und Werden, ihr Denken und ihr Handeln ergibt. So ist Schicksal in jedem Augenblick da und in allem, was geschieht. Politisch und im öffentlichen Handeln und Leben ist aber die Wendung vom: Schicksal meist eine feile Entschuldigung gegenüber der eigenen Verantwortung oder eine oberflächliche, aus Dummheit oder Bonmot-Sucht oder aus bewußtem Willen zur Irreführung anderer geborene Phrase, wie z. B.: die Wirtschaft ist das Schicksal!

In der Politik und allem, was dazu gehört, hat es nie einen ausgesprocheneren Feind solcher und ähnlicher Phrasen gegeben, als Bismarck. Er hat nie gefragt: was wird?, auch keine allgemeinen Prognosen mit sentimentalem Untergrund gegeben. Vor dem Uebermorgen müsse man an das Morgen denken, sagte er, und, noch eine Stichprobe: „die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussicht dessen, was andere Leute unter gegebenen Umständen tun werden!"; ein Satz, über den nachzudenken sich gerade für unsere Regierenden und die Parteien, die ihrer Politik zustimmen, lohnen würde. Unnötig zu bemerken, daß nach unserer festen Ueberzeugung ein derartiges Nachdenken sicher nicht stattfinden wird. Sie werden aber, so genau wie es ihnen ihre Urteils- und Verstandesgaben erlauben, darüber nachdenken, was ihre politischen Gegner in Deutschland „unter gegebenen Umständen tun werden", anstatt ihre Anstrengungen auf das Erkennen des Handelns und der Absichten der anderen Mächte zu richten. Freilich gehen ja in Deutschland die Gedanken solcher Parteien und solcher Regierungen vor allem auf das Erhalten der eigenen Macht hinaus. Das andere ist Nebensache. Und: was wird?

Je weniger wir daran denken, desto wirkungsvoller und erfolgreicher wird unser Arbeiten für die tatsächliche Gestaltung der Zukunft und der Frage: „was wird?" werden, denn alle solche zweifelnden Fragen lähmen die Energie des Willens und die Kraft des Arbeitens, bedeuten zum allermindesten einen Abgang davon. Man hat oft genug Friedrich dem Großen nachgerühmt, die Energie seines Willens und seine Kühnheit hätte auch dann nicht nachgelassen, wenn er ohne Hoffnung gewesen sei. Nun, es ist unmöglich, festzustellen, ob der Nachsatz zutrifft, aber sicher, daß Friedrich in anscheinend hoffnungslosen Lagen, ohne nach rechts oder links zu sehen, dem Gebot der Ehre und der Pflicht, getrieben von einem gewaltigen Willen, gefolgt ist, auf alle Möglichkeiten hin, auch die schlimmsten.

Die nationalsozialistische Bewegung hat, sentimental gesprochen, alle Ursachen zu weitestgehenden Hoffnungen, aber sie arbeitet nicht und will nicht auf Grund solcher Hoffnungen, und um sie zur Erfüllung reifen zu lassen, sondern weil sie von der nationalsozialistischen Idee erfüllt ist und „wirket weiter, weil sie muß", durch das innerliche Muß ihres von Erkenntnis getragenen Willens. So fragt sie auch nicht: was wird? Das überläßt sie den Besorgten und denen, die fürchten, es könne ihnen dabei übel ergehen; sie fragt auch nicht: vor der Entscheidung?, denn das tun nur die, welche eine wirkliche Entscheidung fürchten, weil sie selbst sich nicht entscheiden können, nämlich nicht fähig dazu sind.

Sensation um jeden Preis

will die Masse — die wertvolle Persönlichkeit sucht reines Wollen, umfassendes Wissen, anständige Gesinnung auch in der Presse. Haben Sie keinen Bekannten, den Sie für die Reichswart-Lesergemeinde gewinnen könnten? Senden Sie uns bitte sofort seine Anschrift.

Was man so Entscheidung nennt, ist gewöhnlich nur irgendeine sichtbare Aeußerung einer Entscheidung, die vorher von den meisten unbemerkt gefallen ist. Will man etwas tiefer gehen, so ist jeder Tag voll von Entscheidungen, jede Handlung und jede Unterlassung bedeutet eine Entscheidung. Worüber nachträglich nachzudenken höchstens von historischem, auch politischem, auch psychologischem Interesse sein kann. Ein Beispiel aus der allerjüngsten Vergangenheit: Der hier neulich ausführlich besprochene Neujahrserlaß des Erzbischofs von Breslau, des Kardinals Bertram, ist ohne Zweifel ein Symptom für das Gefallensein einer Entscheidung von einer Tragweite, hinter der die meisten außenpolitischen Entscheidungen der letzten Jahre verschwinden. Diese Entscheidung bedeutet den Kampf Roms gegen die nationalsozialistische Bewegung, und nicht gegen diese allein, sondern gegen alles Deutschtum und alles Deutsche, was Unabhängigkeit will.

Warum wir das in diesen gedanklichen Zusammenhängen hervorheben? Um weiteste deutsche Kreise auf die Tatsache, die Gefahr und den Kampf hinzuweisen. Das erscheint brennend notwendig, denn Gleichgültigkeit und Unkenntnis und Abneigung, sich belehren zu wollen, sind überwiegend. Man soll nicht fragen: was wird?, auch nicht von einem Entscheidungstermin sprechen, noch vollends glauben, was kommen müsse, das komme eben und sei Schicksal. Der Kampf ist da, die Kirche hat ihn laut und feierlich eröffnet. Es ist ein Kulturkampf, der diesen Namen im vollsten Ausmaß dieses Begriffs verdient. Für das deutsche Volk gerade aber gibt es keinen Krieg, der für seine Zukunft, seinen Bestand und sein Wesen von gleicher Bedeutung wäre, wie eben der Kulturkampf, dieser Kulturkampf, der Kampf gegen und für die deutsche Kultur. Fragen wir also nicht, was wird?, sondern kämpfen wir.

Der schwarze Staatssekretär

Ein Senegalneger ist Unterstaatssekretär im französischen Kolonialministerium geworden. Was bedeutet das? Er heißt Diagne, war früher Zollbeamter, dann Abgeordneter und ist nun Unterstaatssekretär geworden. Wäre er Heimfranzose, so würde das eine normale Laufbahn sein. In der französischen Presse wird die Mitteilung ohne Erregung freundlich begrüßt und gesagt, der neue Staatssekretär sei gerade der geeignete Mann, um die demnächstige französische Kolonialausstellung zu eröffnen.

Mit der kurzen Verurteilung: „Rassenschande" oder: „die Vernegerung Frankreichs" ist die Sache nicht abgetan. Man muß die Tatsache, daß in der französischen Regierung nunmehr auch ein Neger sitzt, schon von weiterer Grundlage betrachten.

Wir erblicken in dieser Erscheinung im wesentlichen einen neuen Beleg für unsere häufig hier ausgesprochene Behauptung, daß die Zeiten des alten kolonialen Imperialismus unaufhaltsam ihrem Ende entgegengehen, einerlei, ob man das begrüßt oder nicht, einerlei, ob die imperialistischen Mächte selbst sich dagegenstemmen oder nicht. In der letzten Nummer noch sprachen wir über Indien. Vor zwanzig Jahren noch, ja später, würde englischerseits eine Zumutung: man möge sich, um Indiens politische Zukunft zu beraten und zu gestalten, mit indischen Politikern und Fürsten in London an einen Beratungstisch setzen, mit kühlem, verächtlichem und ironischem Lächeln zurückgewiesen worden sein. Noch ist nicht lange her — oder kommt heute noch vor —, daß Briten, die in einer indischen Eisenbahn mit einem eingeborenen Inder in dasselbe Abteil gerieten, diesen hinauswiesen oder entfernen ließen. Derartiges wird unter dem neuen Status in Indien auch unmöglich werden. Sobald es auf ein tatsächliches Zusammenarbeiten zwischen dem „Mutterland" und der Kolonie herauskommt, dann ist es eben mit dem Herrentum zu Ende, ob der Herrenstandpunkt nun noch eine Zeitlang bleibt, oder nicht. Das angelsächsische Beispiel ist beinahe lehrreicher als das französische, besonders, wenn wir es ausdehnen auf die Vereinigten Staaten von Amerika, die man trotz des bunten Gemisches der Bevölkerung immer noch als angelsächsisch bestimmt bezeichnen kann. Man kann da noch so viele Neger lynchen, auf die Dauer läßt sich dort die Teilnahme des Negers am öffentlichen Leben nicht mehr verhindern, und sie macht ja in der Tat dauernde Fortschritte, schwarze Universitätsprofessoren sind schon vorhanden, und der schwarze Senator wird auch einmal kommen. Ist in solchen Fragen einmal der erste Schritt getan, so kann es vielleicht lange dauern, bis der zweite folgt, aber daß er folgt, ist sicher und nicht zu hindern, noch zu ändern.

Der schwarze Unterstaatssekretär ist auch das Ergebnis der allmählichen Weiterentwicklung der Senegalesen. Wie weit diese Entwicklung gehen kann, ist eine Frage für sich, und wenn man, mit Recht, die Grenzen solcher Entwicklung als sehr eng gezogen ansieht, und die Möglichkeit eines Eintritts in den Stand höherer Rassen ablehnt, so tritt hier zweierlei maßgebend in die Erscheinung: die immer mehr wachsende Bedeutung der Wirtschaft, der Produktion, der Bedürfnisse überall, und „das Zeitalter des Verkehrs". Beides sind Momente, die sich nicht zurückdämmen lassen, vielmehr in immer noch gesteigertem Tempo an Bedeutung zunehmen. Die alten imperialistischen Mächte haben ihre Kolonien oder Interessengebiete erobert mit dem Schwert, mit dem Schnaps, mit dem Gelde, mit der Bibel und mit einer, unter allen Umständen skrupellosen, Politik. Sie wollten und wollen aus der Kolonie für sich „herausholen", was möglich ist, und die eingeborene Bevölkerung lediglich als Mittel hierfür behandeln. Das war in den verschiedenen Kolonien der Mächte, je nach Klima, Produkten, Quantität und Qualität der Eingeborenen und, das ist nicht zu vergessen, je nach der Geschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit der imperialistischen Macht kürzere oder längere Zeit möglich. Mit der Zeit, wiederum: je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden. Tritt der Augenblick ein, wo es nicht mehr möglich ist, die eingeborene Bevölkerung lediglich zur Erzeugung von Werten für das sogenannte Mutterland zu verwenden, und sie, das ist eine Hauptsache, dauernd auf dem niedrigsten zivilisatorischen und kulturlichen Niveau zu halten, mit dem man sie übernommen hat. Die Berührung ist einmal da und daraus ergibt sich in irgendeiner Linie auch Entwicklung. Im einen Sinne wird es auch der imperialistischen Macht durch höhere Erträge der Kolonie zunutze kommen, im großen und ganzen und in der Hauptsache aber erzieht sich jede koloniale Macht auf die Dauer die eingeborene Bevölkerung zum Willen und die wachsende Befähigung zum inneren und äußeren Eigenleben und damit den Willen zur Befreiung. Die Kolonialmacht kann natürlich auch diesen Prozeß verzögern. England ist es, z. B. in Aegypten und in Indien, sehr lange gelungen, den Franzosen in Indochina. Vielleicht wäre es gelungen, den Prozeß noch weiter zu verlangsamen, wenn nicht der Weltkrieg gekommen wäre. Er hat überall in diesen Völkern den Nimbus der Unbesiegbarkeit der Weißen, sogar Englands und Frankreichs, zerstört, zum mindesten stark vermindert. Außerdem haben die Kolonialnationen, die Engländer die Inder, die Franzosen ihre Schwarzen, als Truppen gegen die Deutschen verwandt, die Kolonialen haben damit Einblicke in die europäischen Verhältnisse bekommen, wie nie zuvor, und ihre Führer noch in weit höherem Maße. Der Umstand, daß Türken und Araber auch selbst als Nationen in den Weltkrieg hineingezogen wurden, hat direkt und indirekt die Geister aller Mohammedaner des Erdteils